Warum nahmen sich mein Onkel und seine Freunde das Leben?

Vier Freunde brachen 1967 in eine Apotheke ein und klauten Drogen. Alle vier begingen später Suizid. Einer davon war mein Onkel. Seine Geschichte war mir lange egal, bis ich schwer erkrankte.

Von Heike Klovert, Der SPIEGEL, 23.07.2026

Das, was von meinem Onkel blieb, war eine Bleistiftzeichnung seines Gesichts. Sie hing an der Wand neben dem Esstisch meiner Oma. Als Kind schielte ich oft auf das Porträt des neunjährigen Jungen, gezeichnet von einem mir unbekannten Künstler. Schaute der Junge traurig? Nachdenklich? Trotzig? Sah er mir ähnlich?

Es gibt Geschichten, die teilen wir gern. Andere hängen weit weg, still und düster, an unserem inneren Horizont. Von selbst sprach meine Oma nie über Rainer, ihren Sohn. Zwei- oder dreimal erzählte sie mir seine Geschichte, weil ich danach fragte.

Ihre Version ging so: Ihr älterer Sohn geriet als Jugendlicher an die falschen Freunde. An den Bäckerjungen, den Nachbarsjungen und an einen Dritten, über den meine Oma schwieg. Sie stiegen in eine Apotheke ein und stahlen dort Drogen. Rainer fuhr das Fluchtauto.

Das Revier der Clique: eine Kölner Arbeitersiedlung in den späten Sechzigerjahren. Die Jungs seien in dieselbe Klasse gegangen, so verstand ich meine Oma. Ein Lehrer habe ihnen beklemmende Schriften von Friedrich Nietzsche und anderen Denkern nähergebracht. Und irgendwie müssen die vier beschlossen haben, dass das Leben keinen Sinn mehr ergab, und brachten sich nacheinander um. Ein Pakt, ein gemeinsamer Plan, eine Blutsbrüderschaft. So klang es.

Mein Onkel war der Erste. Er nahm mit 18 Jahren eine Überdosis Schlaftabletten und starb im Oktober 1967 in seinem Bett. Der Bäckerjunge folgte kurz darauf, so sagte meine Oma. Man habe seinen Leichnam Monate später auf dem Flachdach der elterlichen Bäckerei gefunden. Den Dritten erwähnte sie nicht. Der Vierte sei vor einen Zug gesprungen, »da hatte er schon Frau und Kinder«.

Ich hörte die Geschichte zum ersten Mal eines Abends in ihrem Wohnzimmer, nachdem ich in ein Alter gekommen war, in dem man mit Großmüttern nicht mehr durch Spielzeugläden stöbert, sondern Rotwein trinkt. Heute noch spüre ich mein Entsetzen über den vierfachen Suizid und das Schicksal des Jungen auf dem Dach. Und meinen Ärger darüber, dass ich Rainer nie kennenlernen konnte. Er soll gern geschrieben haben, so hatte es irgendjemand mal erzählt. Dieser Erinnerungsschnipsel reichte mir, um mich ihm nahe zu fühlen.

Wie konnte er sich dazu entschieden haben, so viel von seinem Leben zu verpassen? Ich ging dieser Frage damals nicht nach, und die Geschichte rutschte für viele Jahre an den Rand meines Bewusstseins.

Bis zum Herbst 2024. Ich hatte ein Jahr zuvor eine Krebsdiagnose bekommen, hatte eine OP und eine Chemotherapie durchgestanden und traf mich, um das zu verarbeiten, alle paar Wochen mit einem Psychoonkologen. In einer unserer Sitzungen sprachen wir über meine Familie. Herr Jakob malte meinen Stammbaum auf ein Flipchart. Meinen Onkel Rainer, der 14 Jahre vor meiner Geburt gestorben war, wollte ich nur flüchtig erwähnen. Was hatte der noch mit mir zu tun?

Herr Jakob sah das anders. Ein Suizid hinterlasse in jeder Familie Spuren, besonders einer, über den wenig gesprochen werde. »Der ploppt in einer späteren Generation wieder auf.« Ich war skeptisch. »Fragen Sie Ihren Vater doch mal danach«, sagte er.

Ich kannte nicht mal die Namen der anderen drei Jungs, hatte keine Ahnung, wie sie gelebt hatten und warum sie starben. Man bringt sich doch nicht um, nur weil ein paar Kumpel das für eine gute Idee halten. Oder?

23. Dezember 2024 – Momente voller Schuldgefühle

Meine Familie sitzt bei uns zu Hause um eine lange Tafel. Neben mir mein Vater, mir gegenüber meine Schwester, hinter ihr leuchtet der Weihnachtsbaum, noch einen Tag bis Heiligabend. Wir haben fast zu Ende gefrühstückt.

»Ich würde dich gern nach Rainer fragen. Hast du Kindheitserinnerungen an ihn?«, frage ich meinen Vater.

Er guckt erstaunt. »Wieso ist dir das wichtig? Was hat das noch mit euch zu tun?«, fragt er. Es überrascht mich, dass meine Schwester antwortet. Mit 13 oder 14 Jahren habe sie sich gefragt, ob sie auch in eine Situation kommen könnte, in der ihr das Leben sinnlos erscheinen würde. So wie Rainer. Der Gedanke habe ihr Angst gemacht. Gesprochen habe sie mit niemandem darüber. Mir läuft ein Schreck über die Arme.

Abends, als alle Kinder im Bett sind, setzen wir uns zu dritt aufs Sofa. »Es tut mir leid«, sagt mein Vater. Er wisse nicht mehr, wie es mit seinem Bruder gewesen sei. Rainer habe andere Hobbys gehabt und sei fast sechs Jahre älter gewesen. Was er mochte, was ihn aufregte, sein Ende, der Schock, die Beerdigung? Mein Vater hat alles vergessen.

Eine einzige Erinnerung scheint ihm geblieben: Kurz vor seinem Tod zeigte ihm Rainer eine Packung Tabletten. »Wenn ich die nehme, bin ich tot«, soll er gesagt haben. Mein Vater, damals 13 Jahre alt, unternahm nichts. »Das ging mir danach jahrelang nach. Und ich habe mich nicht getraut, es jemandem zu erzählen.«

Meine Oma starb 2015, mit 96 Jahren. Bis zuletzt habe er ihr nichts von den Vorwürfen gesagt, die er sich früher gemacht habe. Von dem einen Moment, der alles hätte ändern können. Der eine Moment, auf den sich hinterher die Schuldgefühle stürzen. Denn darin sind Suizide anders als tödliche Unfälle oder Krankheiten. Ihre Hinterbliebenen quält sehr oft die Frage: Hätte ich den Tod verhindern können?

Ich erzähle meinem Vater, dass es der Oma ähnlich ging wie ihm. Vor Jahren hatte sie mir gesagt, dass sie am Abend vor Rainers Tod vor seiner Zimmertür gestanden und überlegt hatte, ob sie noch einmal nach ihm schauen sollte. Sie tat es nicht. Er schlief bestimmt schon, dachte sie.

»Das wusste ich nicht«, sagt mein Vater.

Mein Vater und meine Oma standen sich nah. Doch mit ihrer Scham darüber, Rainers Tod nicht verhindert zu haben, waren sie jeweils allein. Die Chance, einander zu trösten und zu vergeben, ist für immer vergangen.

Wir schweigen. »Du bist doch Journalistin«, sagt mein Vater schließlich. »Forsche doch mal nach, was damals passiert ist.«

Ich nicke nachdenklich. Welche Spuren haben die anderen drei Suizide wohl hinterlassen?

Mai 2025 – Die Idylle, die keine war

Es hat einige Monate gedauert, bis ich die Recherche angehen konnte. Nun sitze ich endlich im Zug nach Köln, und mir ist unwohl.

Welches Recht habe ich, in den dunklen Ecken meiner Familiengeschichte herumzuschnüffeln? Mein Vater hat offensichtlich verdrängt, was ihm wehtat. Das scheint für ihn funktioniert zu haben: Er hat nie über Schlafprobleme geklagt, und ich habe ihn nie schwermütig oder cholerisch erlebt. Im Gegenteil, mein Vater wirkt meistens ausgeglichen und zufrieden. Was tue ich ihm mit dieser Recherche an, welche Wunden reiße ich damit vielleicht auf?

Andererseits fühlt es sich falsch an, dass ihm nichts von seinem Bruder geblieben ist. Keine einzige schöne Erinnerung an 13 gemeinsame Jahre. Rainer durfte nicht weiterleben in den Geschichten, die sich unsere Familie erzählt. Wir haben ihn totgeschwiegen, aus Schmerz und aus Scham. Verstehen kann ich das. Akzeptieren will ich es nicht.

Ich will zunächst Cilli, eine frühere Nachbarin meiner Oma, treffen. Sie zog 1968 mit ihrer Familie in die Siedlung, ein Jahr nach Rainers Tod, und wurde zu einer ihrer engsten Freundinnen, auch wenn sie sich bis zuletzt siezten.

Ich habe auch vor, bei den Menschen zu klingeln, die das Haus meiner Oma nach ihrem Tod gekauft haben. Wie wird es sein, nach zehn Jahren wieder in ihrem Flur zu stehen?

Ich schließe die Augen und sehe die Schmutzfangmatte vor mir, an der man hinter der Haustür seine Schuhe abstreifen konnte. Die Kommode voller Lippenstifte, Kämme und Schals. Das Hängeschränkchen neben der Garderobe mit dem Wählscheibentelefon.

Ich sehe meine Oma, wie sie davorsteht und mit ihren Verwandten im Schwarzwald Alemannisch schwätzt. Als Kind lauschte ich ihrer aufgeregt-fröhlichen Stimme und versuchte, möglichst viel zu verstehen. Sie lachte über mich, wenn ich sie bat, Hochdeutsch zu sprechen.

Cilli und ihr Lebensgefährte holen mich mittags am S-Bahnhof ab. Sie wohnen in der Doppelhaushälfte neben dem früheren Haus meiner Oma, in einer Straße mit einem

Dutzend baugleicher Doppelhaushälften. Die Zentrale des Chemiekonzerns Bayer liegt nicht weit entfernt. Dort arbeiteten früher alle Väter aus der Siedlung, als Schlosser, Schreiner, Elektriker oder im Stab des Vorstands, wie mein Opa.

Meine Großeltern müssen sich gefreut haben, als sie in den Fünfzigerjahren vom größten Arbeitgeber der Gegend ein Haus zu günstigen Konditionen erwerben konnten. Rainer war im Grundschulalter und mein Vater noch jünger, als sie dort einzogen. Garten, Balkon, Terrasse und zwei Kinderzimmer. Ein bimssteinernes Versprechen auf eine friedliche, komfortablere Zukunft.

Zehn Jahre später nahm sich mein Onkel das Leben.

Ein einziges Mal, kurz nachdem sie sich kennengelernt hatten, habe meine Oma ihr anvertraut, wie Rainer starb, berichtet Cilli. Sie hatten Streit gehabt, meine Oma und Rainer, am Abend vor seinem Tod. Rainer habe wieder einmal den Bäckerjungen besuchen wollen, wo doch jeder gewusst habe, dass der mit Drogen zu tun habe. Deswegen sei meine Oma böse geworden. Rainer sei trotzdem gegangen – oder erst recht? »Sie hatte nicht die beste Beziehung zu ihrem Sohn«, glaubt Cilli.

Am nächsten Vormittag habe die Nachbarin von gegenüber bei meiner Oma geklingelt, weil eine Gardine in Rainers Fenster geklemmt habe. Meine Oma habe nach ihm geschaut und ihn tot in seinem Bett gefunden. Mein Opa habe ihr danach häufig Vorwürfe gemacht, warum genau, weiß Cilli nicht mehr.

Ich erinnere mich, dass meine Oma ihrerseits dem Opa vorhielt, zu streng zu Rainer gewesen zu sein. »Er hat wohl zu wenig Liebe abbekommen«, sagte sie einmal zu mir, und ich frage mich, ob sie damit auch sich selbst meinte.

Meine Oma habe in der Zeit nach dem Tod zurückgezogen gelebt, sagt Cilli. Unter den Nachbarn habe niemand über den Suizid geredet und doch jeder davon gewusst.

Als ich auf die Straße trete, fährt der Frühsommerwind durch die Buchenhecken, als wollte er die alten Geschichten fortblasen. Es duftet nach Rosen und Lavendel, der Himmel strahlt blau. Ich klingle am Haus meiner Oma. Die jetzigen Besitzer hören sich an, warum ich gekommen bin, und führen mich hinein.

Natürlich mussten sie renovieren. Trotzdem kann ich den Vinylboden, die moderne Einrichtung kaum ertragen. Mein Blick bleibt an einem gekreuzigten Jesus über dem Durchgang zur Küche hängen. Die Figur gehörte meiner Oma, so wie das Thermometer an der Terrassenwand und der Apfelpflücker im Schuppen.

Ich vermisse sie plötzlich so sehr.

Abends besuche ich meinen Vater, der anderthalb Zugstunden entfernt wohnt. Wir schauen uns Fotoalben an, die in zwei Kisten in seinem Keller lagen. Eine feine Schicht Schimmel bedeckt manche Einbände.

Ich betrachte Fotos von Rainer mit dem Blick einer Suchenden. Ein blonder Junge mit Seitenscheitel und Strahleaugen, der eine Schultüte im Arm hält und später seinen kleinen Bruder, meinen Vater. Der als Pirat verkleidet zum Kölner Karneval aufbricht. Der als Jugendlicher auf seinem Moped durch die Siedlung fährt.

Schick schaut er aus, und meistens fröhlich. Ich forsche nach Zeichen, die auf eine zerrüttete Familie oder eine zerrüttete Seele hindeuten könnten. Vergebens.

Ich blättere durch ein Album und stoße auf Fotos von seinem Grab. Blumenkränze und Trauerschleifen, von der »Nachbarschaft«, der »Direktionsabteilung«, von »Papa« und »Mutti«. Die Bilder treffen mich hart. Es fühlt sich an, als würde ich seinen Tod zum ersten Mal wirklich begreifen.

Rainer als Kind, Schüler, Jugendlicher - der Vater der Autorin am Grab: Keine schöne Erinnerung an 13 gemeinsame Jahre Fotos: privat

Ich frage meinen Vater, ob bei ihm Erinnerungen hochkommen. Er verneint. Das enttäuscht und erleichtert mich.

Einerseits wünsche ich mir, dass er sich an seinen Bruder erinnert, als könnten wir Rainer damit seinen Platz in unserer Familie zurückgeben. Andererseits mache ich mir Sorgen, dass meinen Vater dann ein Schmerz überwältigen könnte, den er damals nicht zulassen konnte.

Mai 2025 – Der Name des Bäckerjungen

Ich habe Urlaub und besuche meine Schwester, wir laufen mit den Kindern durch einen schwäbischen Wald, als mein Telefon klingelt. Es meldet sich eine Frau S. »Ich denke, Sie wissen, warum ich anrufe«, sagt sie. Ja, ich weiß es sofort.

Vor einer Woche hatte ich auch die Bäckerei in der Kölner Siedlung besucht, auf der Suche nach der Geschichte des dort verstorbenen Sohnes. Die neue Besitzerin hatte mir erlaubt, auf ihrem Handy eine Sprachnachricht für die vorherigen Eigentümer zu hinterlassen.

Frau S. hat in die Familie des Bäckerjungen geheiratet. »Mein Mann hatte einen Bruder«, sagt sie, »der ist früh gestorben. Er war wohl befreundet mit Ihrem Onkel.«

Ich frage, wie er hieß. »Elmar«, sagt Frau S. Wir könnten uns gern treffen, um über ihn zu sprechen.

Nachdem sie aufgelegt hat, fühle ich mich, als hätte ich ein Geschenk bekommen. Der Bäckerjunge, er hat endlich einen Namen! Vielleicht kann es mir tatsächlich gelingen herauszufinden, warum die vier Jungs gestorben sind.

Wenige Wochen später sitze ich in einem Mietwagen und fahre nach Fehmarn. Frau S. und ihr Mann machen dort seit zehn Jahren Urlaub, stets im selben hölzernen Bungalow. Der Strand beginnt hinter dem Gartenzaun, davor stelzt eine Möwe übers Gras.

Herr S. ist ein hagerer Mann, der im Urlaub jeden Morgen über die Insel joggt und sich lebhaft an seinen Bruder Elmar erinnert. Er ist 77 Jahre alt, geboren 1948, wie mein verstorbener Onkel.

Elmar kam erst 1953 zur Welt. Er war etwa fünf Jahre jünger als mein Onkel, wie auch die beiden anderen Jungs aus der Clique, so erzählt Herr S. Die Nachricht überrascht mich. Warum hing der 18-jährige Rainer mit 13-Jährigen ab? Hatte er ihre Gesellschaft gesucht oder sie seine?

Elmar ging nicht mit Rainer aufs Gymnasium, wie ich geglaubt hatte, sondern auf die Hauptschule. Er starb auch nicht ein paar Wochen nach meinem Onkel. Sondern gut drei Jahre später.

Meine Oma hatte mir offenbar einigen Unfug erzählt. Wieso?

Herr S. weiß von der Freundschaft der vier Jungs und davon, dass sie sich alle das Leben nahmen. Vom Einbruch in die Apotheke weiß er auch. »Ich glaube, der Elmar war möglicherweise der Initiator des Einbruchs«, sagt Herr S. »Der hat die anderen da reingezogen.«

Herr S. zeichnet das Porträt eines experimentierfreudigen Eigenbrötlers, der sich für alles Medizinische interessierte und Schmerztabletten seiner sterbenskranken Großmutter schluckte, weil er mochte, wie sie auf ihn wirkten.

»Anfang 1967 hatte ich eine Mandelentzündung«, erinnert sich Herr S. »Elmar gab mir eine der kleinen Weißen von der Omma. Danach waren alle Schmerzen weg.«

Herr S. und seine Schwester hätten ständig in der elterlichen Bäckerei geholfen. Elmar, der Jüngste, habe machen können, was er wollte. »Er schwebte in anderen Sphären«, sagt Herr S.

Elmar habe das Auto seines Vaters genommen, um später im Jahr 1967 in die Apotheke seines Onkels einzubrechen und Betäubungsmittel zu klauen. Mein Onkel Rainer sei auf jeden Fall dabei gewesen. Damit die Straftat in der Familie blieb, habe es keine Anzeige gegeben.

Im selben Jahr nahm sich Rainer das Leben, und Elmar konsumierte offenbar weiter Drogen. Mit den beiden anderen Jungs blieb er befreundet. Fußball und Kegeln hätten ihn nicht interessiert, er habe lieber in Modegeschäften nach feinen Hemden und Jacketts geschaut.

Sein Bruder hätte gern Medizin studiert, glaubt Herr S., doch ein Studium hätten die Eltern nicht erlaubt. »Ich hatte selbst ein paar Ideen, was ich gern gemacht hätte. Mein Vater sagte nur: ›Schlag dir das aus dem Kopf, wir müssen erst mal den Arsch am Kacken halten.‹«

Und weil Väter in den Sechzigerjahren meistens das letzte Wort hatten, absolvierte Herr S. eine Bäckerlehre, und Elmar begann eine kaufmännische Ausbildung.

Um diese Zeit lernte Elmar einen deutlich älteren Mann kennen, Herr S. nennt ihn »den Düsseldorfer«. Höflich und gebildet sei er gewesen. Herr S. glaubt, dass Elmar mit ihm eine sexuelle Beziehung geführt habe.

Am 27. Januar 1971 ging Elmar morgens wie gewohnt aus der Tür. Statt zur Berufsschule zu fahren, kletterte er aufs Flachdach der Bäckerei, so stand es später im »Kölner Stadt-Anzeiger«. Seine Familie suchte mehr als zwei Monate lang nach ihm.

Niemand dachte daran, dass er zurückgekommen und aufs Dach gegangen sein könnte. Anfang April, als der Schnee endlich weggetaut war, habe die Nachbarin aus dem mehrstöckigen Gebäude von gegenüber dort etwas liegen sehen, sagt Herr S. Neben der Leiche des 17-Jährigen befanden sich laut Kriminalpolizei mehrere

Medikamentenpackungen. Er habe »wahrscheinlich Selbstmord« begangen, meldete die Zeitung.

Herr S. sagt, Elmar habe sich keine Zukunft vorstellen können, auf die er sich freuen konnte. Er sei ziemlich sicher bisexuell gewesen. »Auch sonst passte er in keinen Schuh.«

Auf der Rückfahrt nach Hamburg brummen die Gedanken durch meinen Kopf. Sex zwischen Männern jedes Alters war zu der Zeit noch strafbar. Hatte Rainer homosexuelle Neigungen gehabt? Für meine katholisch erzogene Oma wäre das wohl eine Katastrophe gewesen. Aber würde es seinen Suizid erklären?

Ich merke, wie sehr ich mir eine einfache Antwort wünsche, warum Rainer sterben wollte. Aber ich ahne, dass es die wahrscheinlich nicht gibt.

August 2025 – Depressionen und Sucht

Ich habe den Sommer über weitere Puzzleteile gesammelt, habe mit zwei Brüdern der anderen beiden verstorbenen Jungs telefoniert und mich mit ihnen verabredet. Im Juli habe ich noch einmal die Siedlung besucht, in der Rainer und mein Vater aufwuchsen.

Der dritte Junge hieß Leo und sei 1981 mit 27 Jahren gestorben, also 14 Jahre nach meinem Onkel, so erzählt es mir dessen jüngerer Bruder, ein zurückhaltender Mensch. Für diesen Artikel möchte er nicht fotografiert werden und auch keine Bilder von Leo teilen, dessen Einverständnis er nicht mehr einholen kann. Er hat die Magazinseite aufgehoben, auf die Leo eine Abschiedsnachricht kritzelte, nachdem er eine Überdosis Medikamente genommen hatte: »Ich habe das Zeug schon in mir«, steht darauf.

Ein sensibler Mensch sei er gewesen, sagt Leos Bruder. Er habe Architektur studieren wollen und sei durchs Abitur gefallen, weil sein Englischlehrer ihn auf dem Kieker gehabt habe. Mit seinem Vater hätte er gern über Politik gestritten, doch der habe das nicht zugelassen.

»Solange du deine Füße unter meinen Tisch stellst, tust du, was ich sage.« An diesen Satz seines Vaters erinnert sich Leos Bruder. Wortgleich ist er auch von meinem Opa überliefert.

Leo sei schließlich der Sucht verfallen und habe sich nicht daraus befreien können. Sein Bruder erzählt von einem jahrelangen Kampf, von seinen hilflosen Eltern, von Entzügen, fehlenden Therapieplätzen und Rückfällen. Es ist ihm anzumerken, dass die Erinnerungen ihn immer noch schmerzen. Auch drei weitere Freunde aus der Nachbarschaft seien schwer suchterkrankt und viel zu früh gestorben.

Leos Bruder weiß vom Einbruch in die Apotheke. Vom Suizid meines Onkels weiß er nichts. Auch seine Geschichte klingt anders als die meiner Oma. Rainer spielt in ihr keine Rolle.

Ich verlasse das Haus mit einem überforderten Gefühl. Ich wollte vier verstorbene Jungs durch diese Recherche besser kennenlernen. Und nun tauchen plötzlich weitere Tote in den Erzählungen auf. Sollte ich ihnen auch nachspüren?

Der vierte Junge aus der Apotheken-Gang wohnte mit seiner Familie direkt neben meiner Oma. Er soll hier Karl heißen. Seine beiden erwachsenen Kinder wissen

vielleicht wenig über die Jugend ihres verstorbenen Vaters und sollen davon nicht aus diesem Artikel erfahren, so wünschen es sich Karls Geschwister.

Einer von Karls Brüdern, nennen wir ihn Ernst, lebt heute wieder in seinem Elternhaus. Auch er erinnert sich an meinen Onkel Rainer. Der habe in der Einfahrt oft an seinem Moped herumgebastelt, »ein uraltes Teil mit kaputtem Keilriemen«.

Eines Tages habe ein schwarzer Leichenwagen vor dem Haus meiner Oma gestanden. Ernst war damals elf Jahre alt, auf Rainers Beerdigung sei er gewesen, er erinnert sich an eine große Traurigkeit. Gern hätte er gewusst, was genau passiert war. Doch keiner der Erwachsenen habe mit ihm gesprochen, und er habe nicht gewagt zu fragen.

Auch er erzählt, dass sein Bruder, Leo und Elmar danach noch eng befreundet waren. »Elmar ging bei uns ein und aus, er hatte mehr Geld in der Tasche als wir. Er hat davon seine Freunde zum Essen eingeladen oder ihnen Klamotten gekauft.«

Sein Bruder Karl sei 1991 gestorben. Seine Themen seien nicht die Sucht und auch nicht die Sexualität gewesen. Er habe Depressionen gehabt, sagt Ernst. »Sein Tod kam für uns völlig überraschend. Er erwähnte mir gegenüber mal, dass er sich lustlos fühle. Doch wenn wir beieinander waren, machte er einen fröhlichen Eindruck.«

Nach Karls Tod hätten seine Eltern selten ein Wort über ihn verloren. Sie hätten ihm nie verziehen, dass er sich das Leben genommen habe, sagt Ernst.

Zur Frau und den beiden Kindern seines Bruders habe aus seiner Familie niemand mehr Kontakt. Kurz nach dem Suizid seien sie aus der Gegend weggezogen. »Vielleicht dachte sie, dass wir ihr Vorwürfe machen. Dabei haben wir das nie getan.«

Ich merke, wie sie mich ärgert, diese Sprachlosigkeit. Klar waren Trauergruppen und Therapie damals noch nicht so verbreitet. Doch hätten meine Oma und andere Eltern aus ihrer Generation es doch nur geschafft, über Schmerzhaftes und Schambesetztes zu reden, dann hätte Rainer vielleicht nicht sein Leben und mein Vater nicht seine Erinnerungen verloren. Karls Eltern hätten vielleicht noch Kontakt zu ihren Enkeln gehabt.

September 2025 – Geschredderte Fotos

Mein Bild meiner Oma bekommt weitere Risse, als ich bei Michaela und Ulrike anrufe, zwei Cousinen meines Vaters. Sie leben im Schwarzwald und waren zwölf und acht Jahre alt, als Rainer starb. »Mir geht jetzt noch das Herz auf, wenn ich an Rainer denke«, sagt Michaela. »Er hat meiner Mama mit 16 Jahren den Garten umgestochen. Welcher junge Kerl macht das?«

Beide wissen noch, dass Rainer einmal allein auf seinem Moped in den Schwarzwald gefahren sei. Er sei von zu Hause abgehauen, weil es dort »Probleme« gegeben habe, sagt Ulrike. Drei Tage sei er von Köln unterwegs gewesen, an der Autobahn habe er sich orientiert. Zufrieden und stolz habe er gewirkt, als er ankam.

»Ich stand im Garten, als er auf unseren Hof einbog«, sagt Michaela. »Ich hab mich so gefreut, ihn zu sehen.«

Michaela und Ulrike können kaum glauben, dass mein Vater auch von dieser Aktion nichts mehr weiß. Andererseits hat sich meine Oma offenbar sehr bemüht, einiges aus ihrer und seiner Vergangenheit zu vertuschen.

Sie habe oft Briefe an ihre Geschwister im Schwarzwald geschrieben, sagt Ulrike. Zufällig habe sie den Brief auf der Küchenkommode entdeckt (und heimlich gelesen), in dem stand, dass Rainer sich das Leben genommen habe. Meine Oma habe darin gebeten, diese Zeilen nach der Lektüre im Ofen zu verbrennen.

Michaela sagt, meine Oma habe auch begonnen zu flüstern, wenn die Sprache auf Rainer kam und mein Vater in der Nähe stand. Wollte sie ihn schützen? Wollte sie verhindern, dass er etwas ausplauderte?

Um das Jahr 2003 herum, so erinnert sich Michaela, habe sie meine Oma unangekündigt besucht, als sie zufällig in der Nähe war. Die Rollläden ihres Hauses seien herabgelassen gewesen. Meine Oma habe erst die Tür geöffnet, nachdem sie sie auf dem Telefon angerufen habe.

»Sie hatte im Wohnzimmer eine Schreddermaschine stehen, um sie herum lagen Ordner mit Dokumenten und Briefen und Schachteln voller Fotos«, erzählt Michaela. Meine Oma war damals Mitte achtzig. »Das braucht niemand lesen, wenn ich nimmer bin«, habe sie gesagt. Kein einziger ihrer Briefe ist heute noch auffindbar.

Ich erinnere mich an eine Oma, die die Blumen in ihrem Garten über alles liebte, die auch die wurmstichigen Äpfel vom Rasen klaubte und daraus Kompott kochte und die auf Knien am Beet herumrutschte, um in hohem Alter noch Unkraut zu rupfen.

Ich erinnere mich auch an eine Oma, die manchen Nachbarn grundlos Niedertracht unterstellte, die zum Umfallen eitel war und sich nie davon befreien konnte, was andere wohl von ihr denken könnten. Eine Oma, der ich sofort zutraue, ihre Vergangenheit durch eine Schreddermaschine laufen zu lassen.

Sie würde mir diesen Text wohl übelnehmen. Es tut mir leid, Oma, ich muss ihn trotzdem schreiben. Und ich muss in den Schwarzwald fahren, um den Teil der Familie kennenzulernen, der sich Erinnerungen an Rainer bewahrt hat.

»Ich komme mit!«, sagt mein Vater, als ich ihm davon erzähle.

23. Januar 2026 – Spurensuche im Schwarzwald

Mein Vater lenkt sein Auto vorbei an Dörfern und verschneiten Wiesen. Im letzten Licht des Abends sieht es aus, als würden die Wolken brennen.

Immer wieder hat mein Vater über die Jahre erzählt, dass er bei seinen Verwandten im Schwarzwald die glücklichsten Tage seiner Kindheit verbracht habe. Jede Sommerferien war er dort, zehn Jahre lang, hat mit seinen Händen eine Forelle im Bach gefangen, Unkraut aus den Äckern gezogen, im Baggersee gebadet. Sie seien sehr klar, diese Erinnerungen, sagt er. Weil sie nicht wehtun?

Mit uns war er nur einmal in dem Dorf, aus dem meine Oma stammt. Das ist gut 30 Jahre her. Seine Cousinen, mit denen ich telefoniert hatte, hat er noch länger nicht gesehen.

»Schon beschämend, dass ich gar keinen Kontakt mehr hatte«, sagt er. »Und du hast das jetzt ermöglicht. Du weißt gar nicht, was du vollbracht hast.«

»Es war ganz leicht. Man ruft sie einfach an und schnackt mal mit ihnen.«

Mein Vater lacht.

Es tut mir leid, dass er so viele Jahre verloren hat. Ob er Angst hatte, dass seine Erinnerungen vielleicht überschrieben werden, wenn er an seinen Sehnsuchtsort zurückkehrt?

»Das kann sein«, sagt mein Vater.

25. Januar 2026 – Meine Familie, die ich nicht kannte

Es fällt mir schwer, das vergangene Wochenende zu beschreiben, weil ich so etwas noch nie erlebt habe. Ich habe zwei Tanten, vier Cousins und zwei Cousinen zweiten Grades kennengelernt, und ich habe mich mit ihnen verbunden gefühlt, obwohl wir vor dieser Recherche nichts miteinander zu tun hatten.

Wir haben gemeinsam Hochzeitsfotos meiner Großeltern betrachtet und Bilder von meinem Vater als Kind. Wir haben Geschichten von früher gelauscht, haben Menschen in unseren Erinnerungen auferstehen lassen, die schon lange tot sind. Über viele Geschichten haben wir gelacht, über andere wollte ich weinen, und es war, als würden alle von ihnen ein Band zwischen uns knüpfen.

Über Rainer habe ich nichts erfahren, was ich nicht schon wusste. Aber ich habe herausgefunden, dass meine Oma eine weitere Schwester hatte, die jung verstorben ist. Über sie kursieren wirre Geschichten. Liebeskummer, Suizid oder eine Hirnhautentzündung sollen sie umgebracht haben, vielleicht auch die Nazis.

Meine Oma hat sie mir oder meinem Vater gegenüber nie erwähnt.

Noch eine Tote, die plötzlich auftaucht. Ich nehme mir vor, beim örtlichen Standesamt nach ihr zu fragen.

Bevor ich in den Zug zurück nach Hamburg steige, drückt mein Vater mich fest. Das Wochenende hat ihn glücklich gemacht, das spüre ich. »Das habe ich dir zu verdanken«, sagt er. Meine Sorge, dass meine Nachforschungen ihn destabilisieren könnten, war unbegründet.

29. Januar 2026 – Ein weiterer Freund

Ich habe die Nummer einer Frau bekommen, die mit einem guten Freund von Rainer verheiratet war, der vor einigen Jahren verstorben ist. Sie hatten oft gemeinsam an ihren Mopeds herumgeschraubt, Ernst hatte mir davon erzählt.

Ihr Mann habe häufig versucht, mit ihr über Rainer zu sprechen, sagt die Frau am Telefon. »Ich wollte davon nichts hören. Das war sein Leben vor mir, damit wollte ich nichts zu tun haben.« Zu viele seiner alten Freunde hätten Drogen genommen. »›Entweder biste mit mir oder mit denen zusammen‹, hab ich ihm gesagt.«

Bevor wir auflegen, erzähle ich ihr von meiner Vermutung, dass mein Onkel schwul gewesen sein könnte. Das habe sie sich bei ihrem Mann auch immer gefragt, sagt sie. Ich hake vorsichtig nach, ob sie es als Ehefrau nicht wissen müsste. »Sexuelles Interesse kann man vorspielen«, antwortet sie. Sie hätten nie über dieses Thema gesprochen.

Näher werde ich meinem Wunsch nach einer einfachen Erklärung für Rainers Suizid nicht kommen. Selbst wenn er auf seinen Freund gestanden hatte, heißt das nicht, dass ihn das dazu brachte, sich das Leben zu nehmen.

Februar 2026 – Die vergessenen Geschwister

Eine Standesbeamtin aus dem Schwarzwald antwortet auf meine Mail. Was ich darin lese, nimmt mir den Atem. Ja, meine Oma hatte eine weitere Schwester, die 1947 im Alter von 36 Jahren starb, ein Jahr vor Rainers Geburt. Sie hieß Anna. Zur Todesursache sei nichts bekannt.

Neben ihr, einem Bruder und drei Schwestern, die ein stolzes Alter erreichten, hatte meine Oma sechs weitere Geschwister. Die meisten von ihnen lebten nur ein paar Stunden, Tage oder Wochen. Das jüngste Kind hieß Elisabeth und wurde drei Jahre alt. Meine Oma war 13 Jahre alt, als Elisabeth im Mai 1931 starb.

Ich stelle mir vor, wie sie als Mädchen um ihre Geschwister trauerte und wie es niemanden gab, der darüber mit ihr sprechen wollte.

Mein Ärger über meine Oma ist abgeklungen. Solange ich sie kannte, wirkte sie meistens zufrieden. Sie lachte viel, verschenkte Schokolade und freute sich wie ein Kind, wenn wir sie anriefen oder besuchten.

Das Narrativ des schlechten Einflusses, unter den mein Onkel geraten war, war offenbar eines, mit dem sie halbwegs gut leben konnte. Der Bäckerjunge, die dystopischen Philosophen, die Blutsbrüderschaft. All das mag die Vorwürfe gelindert haben, die sie sich im Stillen selbst gemacht haben musste.

Meine Oma hatte eine Fähigkeit, die auch meinen Vater auszeichnet: Sie konnte sich am Augenblick erfreuen, ohne zu sehr über Vergangenes zu brüten. Vielleicht ist es gar kein Manko, sondern eine Gabe, sich innerlich nicht mit schmerzhaften Erinnerungen zu beschweren. Vielleicht müssen wir nicht alles aufarbeiten, um psychisch heil zu bleiben oder zu werden.

Mich würde es unglaublich viel Kraft kosten, nicht zu teilen, was mich beschäftigt, und Gefühle jahrzehntelang zu unterdrücken. Nachdem ich meine Krebsdiagnose erhalten hatte, tat es mir gut, Trauer, Ohnmacht und Angst so lange zu fühlen, bis sie von selbst verebbten. Ich hätte es nicht geschafft, sie vor meiner Familie und meinen Freunden zu verstecken.

Doch meine Oma kam aus einer anderen Generation. Als der Zweite Weltkrieg endete, war sie 26 Jahre alt und konnte sich endlich ein besseres Leben aufbauen. Diese Generation stand vor so vielen äußeren Baustellen, dass die inneren wohl stillliegen mussten. Ohnehin hatte meine Oma früh gelernt, Tragisches und Trauriges zu verdrängen. Ich denke an einen Satz, den sie mir ein paarmal sagte und für den ich sie nach dieser Recherche wirklich bewundere. Sie sagte: »Ich möcht so gerne noch ein bisschen leben.«